

bethel›wissen

Fachthemenreihe der Stiftungen Sarepta | Nazareth

Ausgabe 13

› THEMA HOFFNUNG



**»Hoffen
ist vielleicht eines
der größten Tätigkeitswörter
unserer Seele.«**

Kirsten Schwert



› EDITORIAL

» Liebe Kolleginnen und Kollegen,
liebe Leserinnen und Leser von bethel wissen!

In Gräfelfing bei München, wo ich lange gelebt habe, gibt es eine Straße mit dem interessanten Namen „Bessere Zukunft“. Dieser Name hat meine Phantasie angeregt, schon weil er so überhaupt nicht in die Palette der in Oberbayern üblichen Straßennamen zu passen scheint. Da finden sich eher mittelalterliche Heilige, Musiker und Personen, die sich um den Ort besonders verdient gemacht haben. Und mittendrin die „Bessere Zukunft“. Für eine Gewerkschaftssiedlung habe ich das Ganze gehalten. Es handelt sich aber um eine Reihe von Häusern, die für Veteranen des 1. Weltkrieges errichtet worden waren – in der Hoffnung auf eine „Bessere Zukunft“.

Da ist sie auch schon: Die Hoffnung. Die es so nötig braucht in schwierigen Zeiten – in Zeiten von Kriegen, Krisen, kleinen und großen Katastrophen. Sie ist ein, wenn nicht das Mittel gegen Furcht, Angst und Verzweiflung.

Hoffnung kann und muss man lernen. Manchen Menschen ist sie gewissermaßen in die Wiege gelegt, weil sie eine gehörige Portion Optimismus und Vertrauen mit auf den Weg bekommen haben. Andere haben einen weiteren Weg. Aber es geht. Wenn man den Zweifel anzweifelt und beginnt im Kleinen zu handeln. Gerade, wenn die große Welt mit ihren Problemen zu übermächtig wird, hilft es, das zu gestalten, was jede und jeder gestalten kann. Darin zeigt sich die Schwester der Hoffnung: die Verantwortung.

Darin wird auch deutlich, dass Hoffnung mehr ist als die vage Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern einen Sinn hat, egal wie es ausgeht. So verstanden, ist die Hoffnung eine ungeheure Kraft, die selbst in fast aussichtslosen Situationen noch Kräfte zu mobilisieren vermag.

Durch die Krisen dieser Zeit kommen viele Menschen nach Deutschland – mit großen Hoffnungen. Auf eine „bessere Zukunft“. Manche davon kommen zu uns, in die v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel. In der Hoffnung, gut aufgenommen zu werden. Für viele ist Bethel „ein Hoffnungsbote“ geworden. Es freut mich sehr, dass dieses „bethel wissen“-Heft von einem Beitrag über die Hoffnung zu einem Hoffnungsstifter geworden ist. Die vielen Geschichten von der Hoffnung bewirken genau dies: Hoffnung. In einer Zeit, die Hoffnung so nötig hat.

Herzliche Grüße,

Andrea Wagner-Pinggéra

Pastorin Andrea Wagner-Pinggéra
Vorstand v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel

› INHALT

Seite 4 Hoffnung biblisch

Seite 8 Demokratie und Hoffnung
Die Diakonie als Mittlerin

Seite 12 Hoffnung international
Ein Interview

Seite 16 Zwischen Zahlen und Glauben
Ermutigung zu einer tragfähigen Hoffnung

Seite 18 Zwischen hoffnungsstur und freudenleicht
Ein Beitrag der Diakonischen Gemeinschaft Nazareth

Seite 22 Hoffnung am Lebensende
Die Erfahrungen einer internationalen Klasse in der Ausbildung zur Pflegefachkraft

Seite 24 Hoffnung und Halt in der Krisenbewältigung

Seite 26 Studierende der Ev. Bildungsstätte:
Was (für uns) Hoffnung ist

Seite 28 Personalarbeit als Hoffnungsträger?
Über Hoffnung, Migration und Personalarbeit in Bethel

Seite 30 Das sagen Menschen aus Bethel
zum Thema „Hoffnung“

› HOFFNUNG BIBLISCH

Hoffnung. Ein großes Wort. Eines der großen theologischen Worte. Ein Wort, das in der Bibel eine Spitzenrolle spielt. Um ganz genau zu sein, kommt es unter die Top 3 in der Bibel. Der Apostel Paulus schreibt in seinem ersten Brief an die Gemeinde in Korinth: „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei.“ (1 Kor 13,13) Den ganz großen Vogel schießt dann die Liebe ab, aber eben nur im ganz engen Verbund mit Glaube und Hoffnung.

Im Deutschen leitet sich das Wort „Hoffnung“ von „hoffen“ ab, was so viel heißen kann wie: zuversichtliche Erwartung, Vertrauen in die Zukunft, Zuversicht. Damit ist der Blick in die Zukunft deutlich positiv besetzt. Das entspricht auch dem neutestamentlichen Gebrauch des griechischen Wortes „elpis“, das zunächst nur ganz neutral als „Erwartung“ zu übersetzen wäre. Für die neutestamentlichen Autoren, insbesondere den bereits erwähnten Apostel Paulus schwingen immer Zuversicht und Vertrauen ganz deutlich mit.

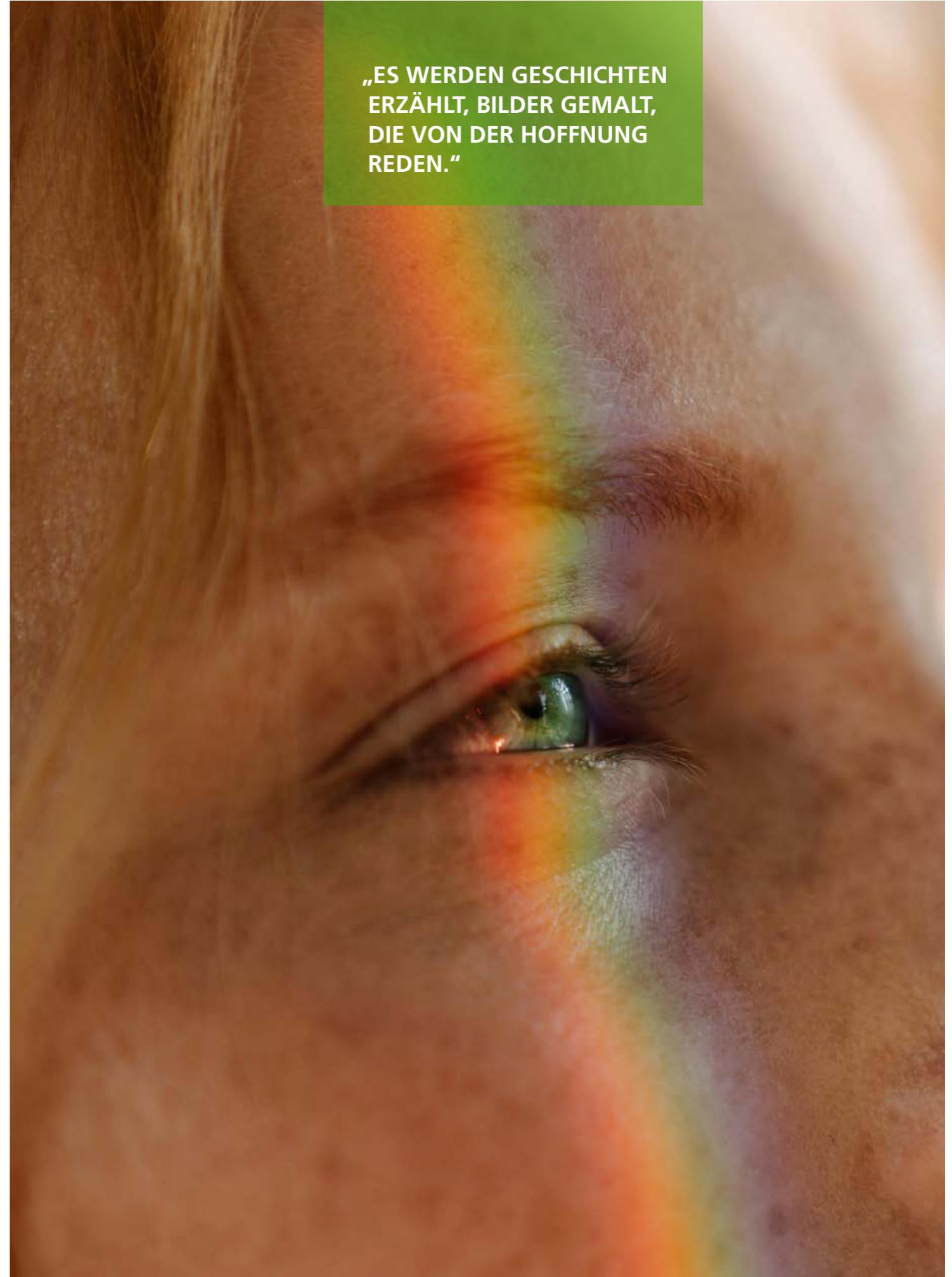
Diese Hoffnung spielt zunächst eine Rolle, wenn es um die Bewältigung des alltäglichen Lebens geht. Je länger, desto stärker rückt ein weiterer Aspekt in den Fokus – auch weil nicht alles im Leben aufgeht – die Hoffnung auf das Jenseits, das ewige Leben, in dem eben keine Rechnungen offenbleiben.

Gerade Paulus verwendet den Begriff „Hoffnung“ häufiger ausdrücklich. Viel öfter aber werden Geschichten erzählt, Bilder gemalt, die von der Hoffnung reden oder sie hervorrufen. Etwa der Regenbogen, der sich nach der Sintflut am Himmel zeigt und zum Zeichen wird zwischen Gott und der Erde (Gen 9,12ff.). Dieser Bogen wird zur Rückversicherung, dass die Erde doch trägt, das Vertrauen in das von Gott Geschaffene begründet ist. Das Urteil Gottes über alles Leben gilt: Siehe, es war sehr gut. (Gen 1,31)

Die Hoffnungsgeschichte mit der größten Reichweite, die im Grunde als Leitmotiv die ganze Bibel durchzieht, ist der Exodus, der Auszug aus Ägypten. Die Geschichte ist sorgfältig komponiert und durchzieht mit etlichen Einfügungen und Wiederholungen die Bücher Exodus bis Deuteronomium: Das Erleben von Unrecht und Unterdrückung, der flehentliche Ruf um Errettung, die Befreiung aus der Knechtschaft, die Begleitung durch die Wüste und die Ankunft im Gelobten Land. Freilich geht dabei nicht alles glatt. Aus einer eigentlich dreiwöchigen Reise werden vierzig Jahre mit Höhen und Tiefen. Es tauchen Hindernisse auf, Schwierigkeiten. Immer wieder scheitern die Menschen. Aber sie geben nicht auf. Das zeichnet die biblische Hoffnung aus: trotzdem weiterzumachen, auch gegen den Augenschein.

Ganz pointiert bringt dies der schon mehrfach erwähnte Paulus ins Wort und weitet dabei die Errettung des Volkes Israel aus der Knechtschaft: „Auf Hoffnung sind wir errettet worden. Eine Hoffnung aber, die man sehen kann, ist keine Hoffnung; denn, was einer sehen kann, was sollte er darauf hoffen? Wenn wir aber auf das, was wir nicht sehen, hoffen, so haben wir darauf mit Geduld zu warten.“ (Röm 8,24f.)

„ES WERDEN GESCHICHTEN
ERZÄHLT, BILDER GEMALT,
DIE VON DER HOFFNUNG
REDEN.“





„UND ICH SAH EINEN NEUEN
HIMMEL UND EINE NEUE
ERDE ... DENN DAS ERSTE IST
VERGANGEN.“



Name: Pastorin Andrea Wagner-Pinggéra

Funktion: Vorstand

Bereich: v. Bodelschwinghsche Stiftungen Bethel

Die Hoffnungsgeschichte vom Auszug aus Ägypten wird von Generation zu Generation weitererzählt und zur Folie in der Zeit der „babylonischen Gefangenschaft“. Jenes Exil im Zweistromland, in das die „obersten Zehntausend“ Judas und Jerusalems nach einer Reihe verlorener Kriege geführt worden waren. Man wird sagen können, dass erst in dieser Zeit die Erzählung vom Exodus zu ihrer eigentlichen Bedeutung kommt und zur wahren Hoffnungsgeschichte wird. Daran anknüpfend heißt es im Psalm 126: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein.“ So redet die Hoffnung!

Was nun für die Gemeinschaft gilt, gilt in gleicher Weise auch individuell: Davon erzählt sehr bunt die Hiobsnovelle. Besonders hübsch ist hier der Rahmen, die fabelhafte Szene, in der von der Wette zwischen Gott und dem Teufel erzählt wird, die es überhaupt erst erlaubt, dass der fromme Mann Hiob auf die Probe gestellt wird. Er, der alles hat, verliert mit einem Schlag alles: Tiere, Wohlstand, Kinder, Ansehen und schließlich noch seine Gesundheit. Trotzdem weigert er sich, von Gott zu lassen. Trotz allen Elends vertraut er auf Gott. Hält an der Hoffnung fest – gegen allen Augenschein. Sein Vertrauen wird doppelt belohnt, in fast märchenhafter Weise: Nach der Zeit der Prüfung erhält Hiob eine riesige Menge an Schafen, Kamelen, Rindern und Eselinnen. Sieben Söhne und die drei schönsten Töchter des Landes. Das alles nur, um zu zeigen, was die Hoffnung vermag und ein hinreißender Beweis dafür, wie die Hoffnung auf den transzendenten Gott ganz weltlich belohnt wird. So überhaupt nicht vergeistigt, sondern sehr handfest. Wie eben auch das Leben sehr handfest und wenig vergeistigt ist. Voller Sorgen um Kinder, Arbeit, Besitz und Ansehen.

Dass Gott die Verhältnisse drehen kann – diese Hoffnung spiegelt sich auch im „Lobgesang der Maria“ (Lk 1, 46–55): „Er stößt die Gewaltigen vom Thron und erhebt die Niedrigen. Die Hungrigen füllt er mit Gütern und lässt die Reichen leer ausgehen.“ (52f.) Der Lobgesang ist eigentlich ein Lobgebet. Die Hoffnung des gläubigen Menschen richtet sich im Gebet direkt an Gott. Hier drücken sich Not, Angst und Zweifel aus und das Vertrauen, dass diese nicht das letzte Wort behalten. Gott wendet das Schicksal – in diesem Leben und das Schicksal des Todes.

Vielleicht ist dies die größte Hoffnung überhaupt, dass Gott in der Auferstehung von Jesus Christus dem Tod die Macht genommen hat. Davon zu reden ist wiederum nur in Bildern möglich, die an den Anfang zurückführen. So heißt es im letzten Buch der Bibel: „Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde ... Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen.“ (Offb. 21, 1–4)

› DEMOKRATIE UND HOFFNUNG

DIE DIAKONIE ALS MITTLERIN

„Es kommt darauf an, das Hoffen zu lernen“, so schreibt es der Philosoph Ernst Bloch im Vorwort zu seinem Hauptwerk „Das Prinzip Hoffnung“ aus dem Jahr 1959. Das Hoffen lernen, das klingt nicht gerade nach einem göttlichen Hoffnungsversprechen. Es klingt mühsam und nach irdischer Arbeit, nicht nach innerer Leichtigkeit und Freude.

Und doch scheint mir diese Perspektive gerade darum so gut zu passen zu unserer Zeit, in der viele Menschen gar keine Nachrichten mehr schauen mögen vor lauter Schreckensmeldungen, vor lauter Krieg und Gewalt, angesichts immer verheerender Naturkatastrophen, angesichts des Verlusts von Artenvielfalt auf diesem Planeten und wachsender Zustimmung zu autokratischen Herrschaftssystemen. Immer mehr scheint es zu werden, alles immer schlimmer, begleitet von der nicht abreißenden Flut an Bildern und Schlagzeilen, Push-Meldungen und ungefilterten Video-Sequenzen, die aus unseren Handys strömen, direkt in unsere Köpfe und in unsere Herzen.



Das Hoffen zu lernen ist also keine kleine Aufgabe. Doch sie ist die Aufgabe, die wir bewältigen müssen, um Zukunft denken zu können und um das Zusammenleben in unserer vielfältigen, von Verschiedenheit geprägten und nach Gemeinsamkeiten suchenden Gesellschaft zu gestalten. Und dies mit dem Blick aufs große Ganze, auf unser Land, auf Europa, auf die Welt, ebenso wie auf die unmittelbaren Zusammenhänge, in denen wir leben und arbeiten. „Think global, act local“ – seit über 30 Jahren, seit der UN-Konferenz über Umwelt und Entwicklung 1992 in Rio de Janeiro, ist dieser Slogan ungebrochen aktuell und heute vielleicht sogar aktueller denn je. Er scheint mir passend, um über Demokratie und Hoffnung nachzudenken, denn er adressiert sowohl das Gefühl der Hilflosigkeit – die Probleme sind global, sie sind zu groß für mich –, als auch den Rahmen, der hoffnungsvolles Handeln ermöglicht: lokal, vor Ort, gemeinsam mit anderen. Und vor Ort, da ist die Diakonie mit ihren zahlreichen Einrichtungen und Angeboten, mit ihren haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitenden, die sich täglich für ein gutes, für ein besseres Zusammenleben einsetzen.

Das griechische Wort diakonos bedeutet nicht nur dienen, wie es meist übersetzt wird. Eine andere Übersetzung lautet vermitteln. In diesem Sinne kann die Diakonie vielleicht auch als eine Mittlerin zwischen Hoffnung und Demokratie betrachtet werden. Ganz sicher nicht als die einzige, aber mit ihrer großen verbandlichen Breite und getragen von ihrem christlichen Selbstverständnis doch als eine sehr bedeutsame.

Hoffnung ist für Bloch das, was uns Menschen antreibt, die Zukunft zu gestalten, sie so zu gestalten, dass sie gut wird, dass sie besser wird, als es aus der Perspektive der Gegenwart vielleicht möglich scheint.



Hoffnung in diesem Sinne ist nicht passiv, sondern ein aktiver Zustand. Und damit einer, der erlernt werden will. Arbeit eben, Arbeit an einer gemeinsamen, an einer guten Zukunft.

Zu dieser Zukunft gehören ganz wesentlich ein Staat und eine Gesellschaft, die die Rechte von Minderheiten genauso achten wie die der Mehrheit, eine vielstimmige Gesellschaft, die ihre verletzlichsten Mitglieder schützt und stärkt. Und die beste Gesellschaftsform, um das umzusetzen, ist, trotz aller Schwächen und Mängel, die Demokratie. Sie ermöglicht die Partizipation aller, sie gibt den Rahmen, um Zukunft hoffnungsvoll zu gestalten.



Diakonisches Engagement für Demokratie

Manches Mal höre ich die Frage, warum die Diakonie sich überhaupt politisch äußern und sich für die Demokratie stark machen sollte. Was das denn mit der Arbeit der Diakonie zu tun habe, ob wir nicht viel eher zu Neutralität verpflichtet seien. Aber über aktuelle sozialpolitische Herausforderungen können wir als Diakonie nicht sprechen, ohne dass wir auf die Gefährdung unserer Demokratie und unseres Rechtsstaates schauen. Dabei ist die Diakonie nicht parteipolitisch – aber sie ist parteiisch, und sie ist politisch: Sie ist parteiisch, weil sie Partei ergreift für diejenigen, die sich ihr in einer schutzbedürftigen Lebenssituation anvertrauen. Und sie ist politisch, denn sie setzt sich in ihrer Arbeit für eine gute und gerechte Sozialpolitik ein. Und das heißt: für eine hoffnungsvolle Politik.

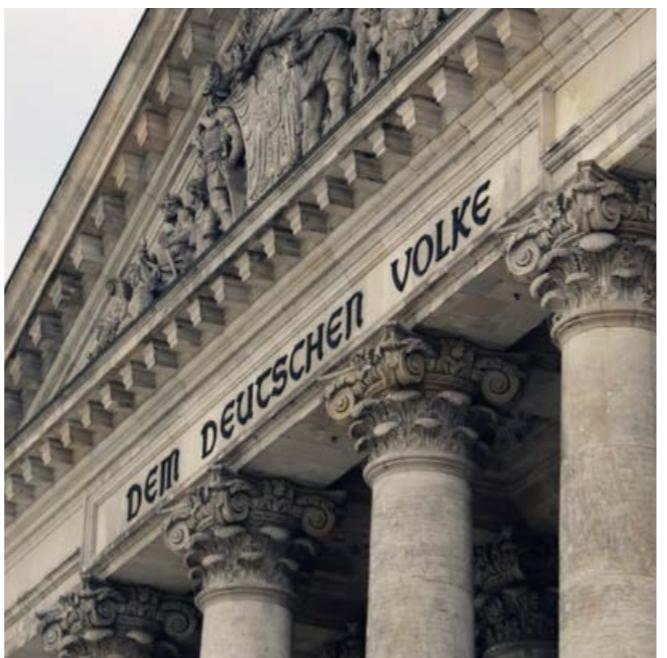
Wer in der Diakonie arbeitet und sich engagiert, handelt ganz in diesem Sinne: Wir arbeiten an einer guten Zukunft und wir geben damit Hoffnung, auch und gerade dort, wo alles manchmal hoffnungslos scheint. Wir blicken damit über das hinaus, was in aller Begrenztheit möglich scheint, weil wir gewiss sind, dass es besser geht.



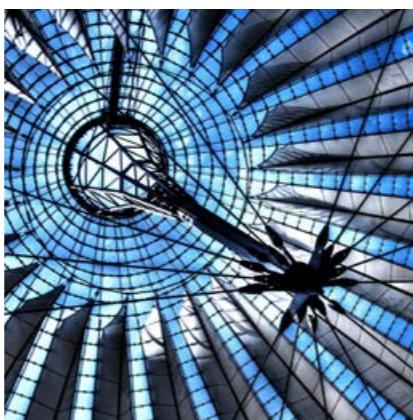
Zunehmend erfahren wir in der Diakonie jedoch Anfeindungen für unser demokratisches Engagement. Autoritäre Kräfte stellen die Demokratie und die diakonische Arbeit gleichermaßen infrage, gerade weil die Arbeit der Diakonie auf den Prinzipien der demokratischen Grundordnung und Rechtstaatlichkeit basiert und für diese eintritt. Gegen solche Anfeindungen standhaft zu bleiben, erfordert oftmals Mut. Viel Mut, wie ich ihn im vergangenen Jahr in zahlreichen Gesprächen mit Mitarbeitenden vieler verschiedener diakonischer Einrichtungen auf beeindruckende Weise erlebt habe. Da ist beispielsweise der Werkstatterrat einer Werkstatt für Menschen mit psychischen und geistigen Behinderungen, der lautstark und öffentlich widerspricht, wenn Inklusion als „Ideologieprojekt“ bezeichnet wird. Der notfalls auch Klage einreicht, wenn die Würde des Menschen angegriffen wird.



Da sind die Mitarbeitenden einer Migrationsberatung, die immer wieder bedroht und angefeindet werden, und die gleichzeitig den Klient:innen ihrer Beratungsstelle nicht nur beim Ankommen in unserem Land helfen, sondern sie auch unterstützen, wenn diese in ihrem neuen Alltag in Deutschland teils massive Rassismuserfahrungen machen. Da ist die Leiterin eines regionalen diakonischen Werks, die sich für junge Geflüchtete engagiert und die weiß, wenn ihr Haus einmal brennen sollte, wird in ihrem Dorf niemand kommen, um es zu löschen. Mich hinterlassen diese Gespräche tief erschüttert – und zugleich auch hoffnungsvoll angesichts dieses Muts und Engagements.



Doch auch Menschen, die selbst Ausgrenzungs- und Abwertungserfahrungen machen oder sie fürchten, sind nicht gefeit davor, andere auszugrenzen und abzuwerten. Das erleben wir mitunter auch bei Klient:innen der Diakonie und bei den eigenen Mitarbeitenden und Kolleg:innen. Auch hier müssen und können wir Mittler:innen sein, auch hier ist es die grundsätzliche Zugewandtheit zum Nächsten, die es erlaubt und erfordert zu sagen und zu zeigen: Ich achte und respektiere dich, aber ich möchte dir trotzdem widersprechen. Und auch: Ich habe eine andere Meinung als du, aber ich will trotzdem wissen, wie du zu deiner Meinung gekommen bist. Manches Mal mag schon das Zuhören, mit aller Ernsthaftigkeit und geleitet von dem Wunsch, den anderen wirklich zu verstehen, eine neue, bislang nicht denkbar gewesene Erfahrung ermöglichen und somit Hoffnung geben – für beide Seiten.



Und manches Mal mag das Zuhören trotz allen Willens zu verstehen eine enorme Herausforderung sein. Dennoch lohnt es sich. Es lohnt sich, nach Verständigung zu suchen und den dafür nötigen Schritt auf den anderen zuzugehen.

Verantwortung übernehmen

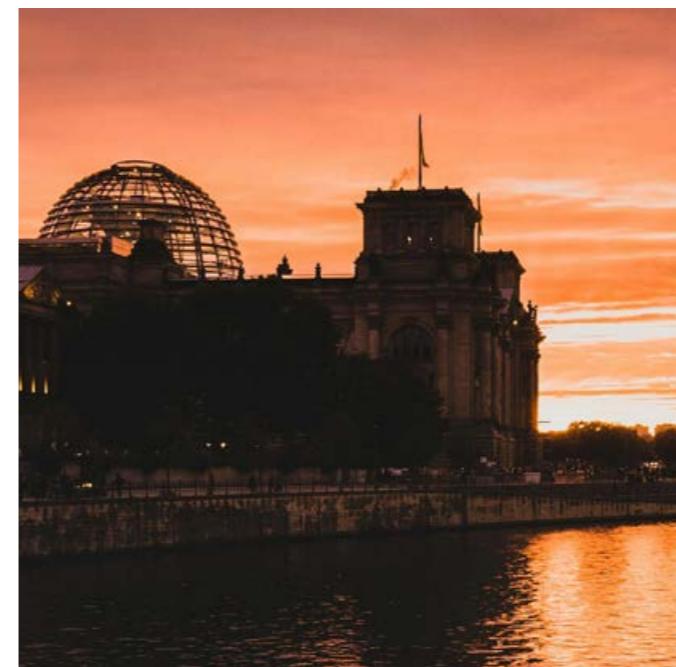
Hoffnung ist nicht zu verwechseln mit einer optimistischen Erwartungshaltung nach dem Motto: Wird schon alles gut werden. Nein, es wird nur dann gut, wenn wir Menschen uns darum nach Kräften bemühen und als Gesellschaft und Gemeinschaft Wege finden, eine gute Zukunft für alle zu gestalten – lokal wie global. Wie dies gehen kann, beschreibt der Religionsphilosoph Hans Jonas 1979 in seiner Antwort auf Ernst Bloch. Dessen „Prinzip Hoffnung“ stellt er das „Prinzip Verantwortung“ an die Seite. Er sieht dabei die aktive Verantwortungsübernahme für andere Menschen, auch für zukünftig lebende Menschen, als entscheidenden Weg an, um Zukunft zu gestalten. Eine Verantwortung, die Staat, Gesellschaft und Individuen gemeinsam übernehmen müssen.



Name: Rüdiger Schuch

Funktion: Präsident

Bereich: Diakonie Deutschland



Die Diakonie übernimmt diese Verantwortung: In ihrer Arbeit mit und für die Menschen, die ihr anvertraut sind; in ihren öffentlichen Positionierungen; in ihren politischen Forderungen. Und doch, auch wir werden immer wieder von der Frage umgetrieben: Bringt das was? Kann es überhaupt noch gut werden? Hier können wir Ermutigung finden bei der Theologin Dorothee Sölle. Denn sie sah und kannte diesen Zweifel, und sie nahm ihn und wendete ihn um: „Wir müssen einen Zwiespalt in unsere eigene Hoffnungslosigkeit säen.“ Dies tun zu können, ist das Geschenk, es ist die Herzenskraft, die wir nicht allein aus uns selbst schöpfen können, sondern die uns Menschen von Gott gegeben ist. Vielleicht taugt dies zum Leitfaden diakonischen Handelns in Zeiten multipler Krisen und globaler Herausforderungen: An der Hoffnungslosigkeit zu zweifeln, nicht an der Hoffnung; und diesen Zweifel durch das eigene Handeln aktiv zu säen; und nicht aufzuhören, daran zu arbeiten, eine gute Zukunft für alle zu gestalten. Denn aus dieser Arbeit selbst, aus dem Tun für das, woran wir glauben, erwächst immer wieder aufs Neue die Hoffnung, die uns stärkt. Und es erwachsen die vielen kleinen und großen Geschichten des Gelingens, die auch andere in ihrem Tun stärken, und die uns so eine gute Zukunft erst möglich machen.

› HOFFNUNG INTERNATIONAL

EIN INTERVIEW

29 junge Menschen aus aller Welt befinden sich im Jahrgang 2024/2025 im „Betheljahr“, das sie als Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ) oder als Bundesfreiwilligendienst (BFD) in Bethel absolvieren. Im „Betheljahr International“ sind insgesamt 18 Nationen vertreten. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sind aus Brasilien, China und Nicaragua angereist. Zum ersten Mal ist Benin als Heimatland vertreten. Weitere Freiwillige kommen aus Thailand, Afghanistan, Indien, Kenia, Uganda, Algerien, Madagaskar, Indonesien, Griechenland, Weißrussland, Ruanda, Türkei, Costa Rica und Burundi. Sie sind für ein Jahr in Bethel-Einrichtungen als freiwillige Unterstützung im Einsatz. Wir haben die Möglichkeit mit Juliana Robinson aus Brasilien und Raziq Rasoli aus Afghanistan zu sprechen.

Was hat Sie ermutigt ein Betheljahr International zu absolvieren?

Juliana Robinson: In Brasilien habe ich Zahnmedizin studiert. Bevor ich mein Betheljahr begonnen habe, war ich ein Jahr als Au-pair in Deutschland tätig. Mit meiner Gastmutter bin ich über Bethel ins Gespräch gekommen und habe sehr viel Positives über die Arbeit erfahren. Ganz klassisch in der Zeitung bin ich auf einen Artikel über Bethel gestoßen und habe dann Kontakt mit Menschen aufgenommen, die in Bethel tätig sind. Mein Wunsch war es schon immer, im Gesundheitsbereich zu arbeiten und Menschen ganz konkret zu helfen. Und mir ist es wichtig, meine deutschen Sprachkenntnisse zu vertiefen. Mein Uropa stammt aus Deutschland und ich hatte schon lange den Wunsch einmal nach Deutschland zu kommen. Alleine nach Deutschland zu ziehen, hat sehr viel Mut gekostet.



Juliana Robinson
aus Brasilien

Raziq Rasoli
aus Afghanistan

Raziq Rasoli: Ich komme aus einer Umgebung, in der es nicht immer einfach war, Hoffnung und Frieden zu finden oder zu erleben. Dieses Betheljahr ist für mich eine Möglichkeit, nicht nur in der Gesellschaft zu dienen, sondern auch persönlich weiter zu wachsen. Also das Betheljahr hat mich angesprochen, da es eine einzigartige Möglichkeit bietet, neue Perspektiven zu gewinnen, Menschen aus verschiedenen Kulturen kennenzulernen und meine Fähigkeiten zu verbessern.



„HOFFNUNG GIBT DEN
MENSCHEN DIE KRAFT,
IN SCHWIERIGEN ZEITEN
ZUSAMMENZUHALTEN.“



In welchem Bereich sind Sie tätig und welche Aufgaben übernehmen Sie?

Juliana Robinson: Mein Betheljahr absolviere ich im Evangelischen Klinikum Bethel. Dort bin ich in Gilead I tätig und unterstütze die Pflegekräfte bei ihrer Arbeit. Das reicht von Essen anreichen bis zur Unterstützung bei pflegerischer Tätigkeiten und Blutdruck oder Temperatur messen. Wichtig ist mir das persönliche Gespräch mit den Patientinnen und Patienten, um ihnen im Klinikalltag etwas Abwechslung zu bieten.

Raziq Rasoli: Ich arbeite momentan als Betreuer in einem Altenheim, das sich im Breipolshof 1 befindet. Zu meinen Aufgaben gehört es, den Bewohnern Essen, Kaffee und Kuchen zu servieren. Darüber hinaus haben wir verschiedene wöchentliche Programme: wir spielen verschiedene Spiele mit den älteren Menschen, machen gemeinsam Gymnastik, unterhalten uns, lesen Märchen vor und gehen bei gutem Wetter im Garten des Altenheims spazieren.

Welche Rolle spielt Hoffnung in Ihrem Herkunftsland?

Raziq Rasoli: Eigentlich spielt Hoffnung eine sehr wichtige Rolle im Leben der Menschen in Afghanistan, trotz der vielen Herausforderungen, die unser Land durchgemacht hat, geben die Menschen nie auf und blicken immer nach vorne. Hoffnung gibt den Menschen die Kraft, in schwierigen Zeiten zusammenzuhalten. Trotz der Schwierigkeiten sind die Menschen in Afghanistan flexibel und finden immer Wege, Freude im Alltag zu erleben, sei es durch kleine Feste, gemeinsames Essen oder den Glauben daran, dass bessere Zeiten kommen werden.

Juliana Robinson: In Brasilien haben wir eine schwierige Situation, sowohl politisch als auch sozial. Es gibt große soziale Unterschiede – einerseits Menschen, die sehr viel Geld haben und wiederum andere, die fast gar nichts besitzen. Ich glaube, am Ende haben alle die Hoffnung auf ein qualitativ besseres Leben. Dazu gehört, Arbeit und Privatleben in Einklang zu bringen und auch mal verreisen zu können. Im Alltag geht es bei vielen Menschen aber eher darum, Grundbedürfnisse wie das Essen zu sichern. Was gibt da Hoffnung? Das ist eine gute Frage! Hoffnung hat etwas mit Haltung zu tun. Ein Schlüssel zu einem besseren Leben kann zum Beispiel Bildung sein. Sicherheit ist aber auch damit nur schwer zu erlangen. In Brasilien passiert es eher selten, dass Menschen an bedürftigen Personen vorbeigehen.

Mit welcher Hoffnung haben Sie Ihr Betheljahr begonnen?

Raziq Rasoli: Wow, das ist eine gute Frage. Als ich mit dem Betheljahr begann, hatte ich die Hoffnung, neue Dinge zu lernen und mich persönlich weiterzuentwickeln. Es war für mich eine großartige Gelegenheit, nicht nur eine neue Kultur und Sprache kennenzulernen, sondern auch persönlich zu wachsen.

Darüber hinaus hatte ich die Hoffnung, durch meine Arbeit anderen Menschen helfen zu können und einen positiven Beitrag in der deutschen Gesellschaft zu leisten. Diese Hoffnung hat mich sehr motiviert, neue Wege zu gehen.

Juliana Robinson: Ich habe die Hoffnung Deutschland besser kennen und verstehen zu lernen. Und natürlich hoffe ich, mit meiner Arbeit anderen Menschen helfen zu können. Ich habe hier sehr viele Menschen aus dem Ausland kennen gelernt und noch niemand hat mir von schlechten Erfahrungen in Deutschland berichtet. Aber es gibt eine Distanz der Menschen untereinander. Das ist deutlich spürbar. Manchmal wünsche ich mir, dass die Leute mehr lächeln. Das kenne ich so aus Brasilien. Das Wetter dürfte auch manchmal besser sein. Es war eine sehr bewusste Entscheidung hierher zu kommen und ich freue mich, eine andere Kultur und neue Menschen kennen zu lernen.

Was bestärkt Sie?

Juliana Robinson: Im Arbeitsalltag bestärkt mich das Lächeln der Menschen, die mir begegnen. Ich finde es schön, wenn ich erlebe, dass ein Patient, dem es heute nicht so gut geht, morgen eine verbesserte Situation erlebt. Mir ist es wichtig zu wissen, dass ich gebraucht werde. Gerne möchte ich nach meinem Betheljahr in Deutschland bleiben und als Pflegekraft tätig werden.

Raziq Rasoli: Was meine Hoffnung während des Betheljahrs stärkt, sind die kleinen Momente, in denen ich sehe, wie meine Arbeit einen Unterschied macht. Zum Beispiel, wenn ich ein Lächeln auf den Gesichtern der Menschen sehe, denen ich helfe, gibt mir das viel Energie und Zuversicht.

Auch die Unterstützung und Freundlichkeit der Menschen in Bethel haben mir geholfen, mich willkommen und motiviert zu fühlen. Diese positiven Erfahrungen zeigen mir, dass ich trotz der vielen Herausforderungen in einem neuen Land erfolgreich sein kann.

Vielen Dank für das Gespräch und alles Gute für Ihre Zukunft!

› ZWISCHEN ZAHLEN UND GLAUBEN

ERMITIGUNG ZU EINER TRAGFÄHIGEN HOFFNUNG

Friedrich von Bodelschwingh war einer der charismatischen Gründungsväter der Diakonie und der Grund für die heutigen von Bodelschwinghschen Stiftungen – sein Lebenswerk war die ständige Erweiterung der helfenden Arbeit. Das Geld, das Friedrich von Bodelschwingh dafür benötigte, nahm er durch besondere Formen der Spendenakquise ein.

Friedrich von Bodelschwingh drückte seine Hoffnung in die Zukunft und die Möglichkeit der Finanzierung von notwendigen Investitionen und Innovationen mit den Worten aus: „Gott gibt mir das Geld“. Seine Hoffnung gründete in tiefem Gottvertrauen. Im Prinzip wird dem Psalm gefolgt: „Der Herr ist mein Hirte, er führt mich durchs finstere Tal.“

Das Gottvertrauen begleitet auch heute noch die diakonische Arbeit. Anderes hat sich verändert:

Die Tätigkeit der Diakonie heute ist eingebettet in den Sozialstaat und wird in diesem Rahmen finanziert, unterliegt aber, entsprechend der gesellschaftlichen Erwartungen, einem ständigen Veränderungsprozess: So ist von einer verstärkten Ambulantisierung der Arbeitsfelder des Sozialen auszugehen – in der Zukunft soll es, entsprechend der UN-Menschenrechtskonvention, weniger Sondereinrichtungen geben und jeder Mensch in einer Gemeinschaft des sozialen Miteinanders inmitten der gesellschaftlichen Vielfalt leben. Die Klienten und Klientinnen sollen zukünftig Angebote entsprechend ihrer Bedürfnisse erhalten, um ein möglichst selbstbestimmtes Leben führen zu können. Die grundlegenden Bedingungen, der Leistungsumfang und die Finanzierung der sozialen Hilfefelder werden dabei im Rahmen der Sozialpolitik definiert.

Die langfristige Refinanzierbarkeit von Sozialeistungen wird beschränkt durch die Grenzen der öffentlichen Haushalte, der demografischen Veränderung, sowie der wirtschaftlichen Entwicklung insgesamt und den sich daraus ergebenden gesellschaftlichen Spielräumen.

„HILFREICH FÜR DIE SCHLUSSENTSCHEIDUNG IST FÜR UNSERE ARBEIT AUCH DIE PRÄMISSE: WAS WÜRDE JESUS DAZU SAGEN?“



Name: Reiner Girstl

Funktion:

Fachreferent der Geschäftsführung, Controlling

Bereich: Hoffnungstaler Stiftung Lobetal

Was aber heißt das für die Zukunftsentscheidungen?

Das Controlling kennt die Zahlen, kann ein Entscheidungsmodell aus den Zahlen ableiten und das Ganze in den erweiterten Rahmen des Geschäftsplans (Businessplan) setzen. Damit reduziert diese Instanz die Unsicherheit bei der Entscheidungsfindung. Aber trotzdem hat das Controlling eine Entscheidung für die Zukunft getroffen, in der Hoffnung, dass sie sie trägt. Eine garantierter Sicherheit, dass die Annahmen, die man getroffen hat, bestehen bleiben, hat man nie – jederzeit können Zufallsereignisse eintreten, die man zuvor nicht bewertet hat.

Aus der Verantwortung heraus, dass man nur Treuhänder des diakonischen Vermögens ist, sollte man aus meiner Sicht Zukunftsentscheidungen so treffen, das die zukünftigen Ausgaben, die aus heutigen Entscheidungen folgen, durch realistisch erwartbare zukünftige Einzahlungen refinanziert werden können.

Hilfreich für die Schlussentscheidung ist für unsere Arbeit auch die Prämisse: Was würde Jesus dazu sagen? Kommen wir zu der Auffassung, dass die Hoffnung von Gott mitgetragen wird, ist dies für uns eine tragfähige Hoffnung für die Zukunft.

Als Ermutigung sei auf das Gleichnis von den vergrabenen Talenten verwiesen: Jesus gibt den Gläubigen mit, dass sie im Glauben zu handeln haben und den Glauben mehrnen sollen. Diakonie ist Handeln im Namen des Glaubens und entsprechend im Namen der Nächstenliebe heißt Neues zu schaffen, den Glauben aktiv zu mehnen.



› ZWISCHEN HOFFNUNGSSTUR UND FREUDENLEICHT

EIN BEITRAG DER DIAKONISCHEN GEMEINSCHAFT NAZARETH

Hoffen kommt von hüpfen und birgt Gewissheit

„Hoffen kommt von hüpfen!“ So steht es auf einer Postkarte, die an der Bürotür meiner Kollegin hängt. Hoffen und hüpfen, zwischen diesen beiden Worten hätte ich von mir aus wahrhaftig keinen Zusammenhang hergestellt. Dennoch, wenn ich nach dem Ursprung des Wortes hoffen suche, kann ich schnell die Verbindung herstellen: hopen, hopensen. Zugegeben: Da ist hüpfen nicht weit. Aufgeregt umherhüpfen finde ich als weiteren Anhaltspunkt für die sprachliche Herkunft des Wortes „hoffen“. Was aber hat diese Verwandtschaft inhaltlich zu bedeuten? Was bedeutet hoffen denn überhaupt?

Ich finde ein zweites Zitat, von Václav Havel, dem ehemaligen Staatspräsidenten der Tschechoslowakei und schließlich der Tschechischen Republik: „Hoffnung ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn hat – egal wie es ausgeht.“ Hoffnung, so wird hier schnell klar, ist auf die Zukunft gerichtet, auf etwas, das noch kommt, das noch nicht da ist. Hoffnung ist eine zuversichtliche, also eine positive, zukunftsorientierte Erwartung. Hoffnung beinhaltet so etwas wie Vertrauen in das Kommende, obwohl es unbekannt und zudem unverfügbar ist.

Halbvolle und halbleere Gläser

Diese Unverfügbarkeit finde ich auch in dem aufgeregten Umherhüpfen und denke daran, dass Kinder und selbst Erwachsene oftmals nicht stillsitzen können, wenn sie voller Spannung und Vorfreude, voller Hoffnung auf etwas warten. Da muss man schon einmal aufstehen oder -springen oder vielleicht sogar den Raum verlassen, wenn das Siebenmeterwerfen ansteht und die eigene Mannschaft das Handballspiel doch noch gewinnen könnte. Aber kann ich daraus schon schließen, dass das Hoffen uns Menschen eben einfach innewohnt? Das wäre schön, denke ich und weiß zugleich, dass es viele Menschen gibt, die das Aufspringen am Ende eines knappen Spiels weniger mit Hoffnung, als vielmehr mit der Sorge um die Niederlage in Verbindung bringen. Sie springen auf und verlassen den Raum, um mit der möglicherweise drohenden Enttäuschung zurechtzukommen. Da ist das Glas dann eher halbleer.

„Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei.“ So heißt es im 1. Korintherbrief am Ende des 13. Kapitels. Viel ist da von der Liebe die Rede. Und zugleich finden sich in der Bibel zahlreiche Stellen, an denen von der Hoffnung gesprochen wird – interessanterweise annähernd ähnlich oft in den beiden Testamenten. Während der Begriff im zweiten Testamente viel im Römerbrief und in der Apostelgeschichte erwähnt wird, liegt der Schwerpunkt im ersten Testamente in der Geschichte Hiobs. Hiob, der an seinem Glauben an Gott festhält, in all dem Schlimmen, das ihm widerfährt. Hiob glaubt. Und Hiob hofft. Sein Glas ist halbvoll.



Hoffen und Glauben werden mitunter als Synonyme vorgeschlagen. Die Aufzählung im Brief des Apostels Paulus macht jedoch deutlich, dass es sicher einen engen Zusammenhang gibt, dass beides aber nicht identisch ist.

Gemeinschaftlich hoffnungsstur und freudenleicht unterwegs

In der Zeit der Corona-Pandemie war es schwer, die gewohnten Wege von Begegnung und Nähe, von geteilter Freude und gelebtem Glaube, von Liebe und Hoffnung weiter zu beschreiten oder gar auszubauen. Auch oder gerade in einer diakonischen Gemeinschaft wie unserer, die so sehr von persönlicher Präsenz, von Nähe und Begegnungen lebt. Neue Trampelpfade mussten her, manche Schritte mussten erprobt, manche Worte auf ihre Tragfähigkeit hin getestet werden. In dieser Zeit sind neue Formate entstanden, hat die Digitalisierung auch bei uns vermehrt Einzug gehalten.

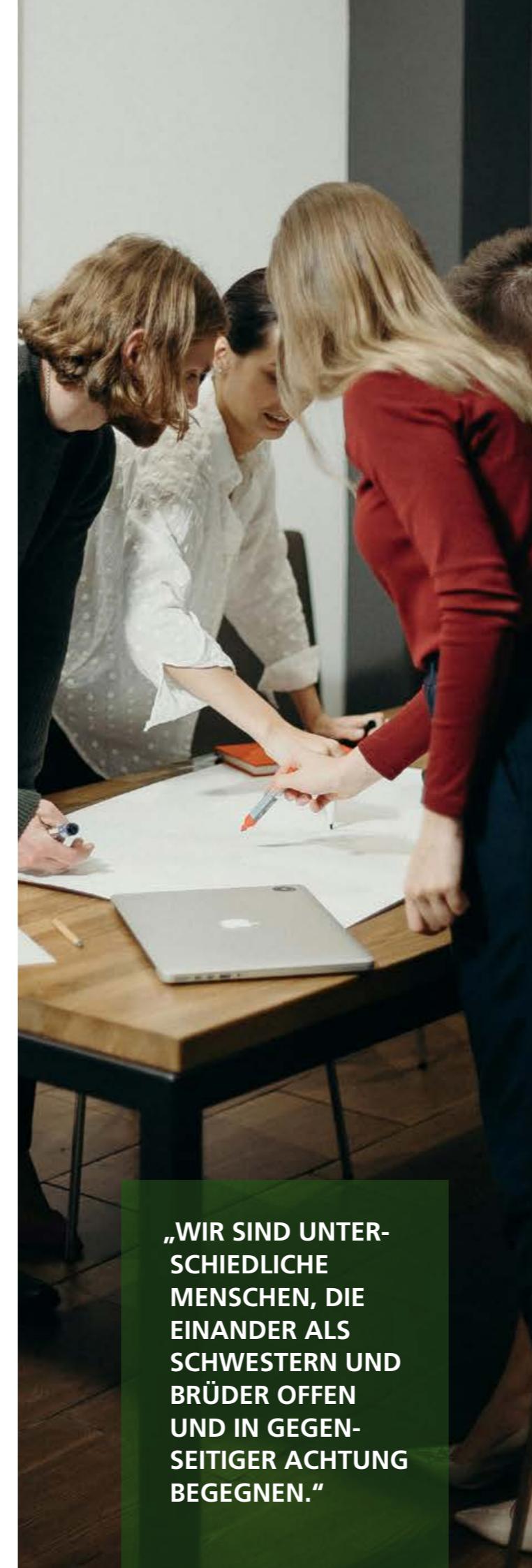
In diesen Tagen, die noch recht jung und doch schon Teil unserer Geschichte sind, die bis in die Gegenwart reicht, hat sich ein Wort als äußerst identitätsstiftend und verbindend erwiesen: hoffnungsstur. Vielleicht ist es die Sturheit, die den Menschen in Ostwestfalen, zu denen wir als Mitglieder der Diakonischen Gemeinschaft Nazareth in Bethel bei Bielefeld alle irgendwie zumindest ein bisschen gehören, ohnehin nachgesagt wird. So leicht bringt uns eben niemand auch nicht vom womöglich noch so schmalen Weg ab. Vielleicht ist es aber auch gerade die Kombination der beiden Begriffe: die Hoffnung auf der einen Seite, die eine gewisse Leichtigkeit zum Ausdruck bringt, durch die das Hüpfen, ob aufgereggt oder nicht, hindurchscheint, und die Sturheit auf der anderen Seite, die eine gewisse Beharrlichkeit, einen leichten Dickkopf und eine tiefe Überzeugung nicht verneinen kann. Was aber trägt dieses Wort aus für die Menschen in unserer diakonischen Gemeinschaft?

„Wir sind“, so ist es in unserer Ordnung formuliert, „unterschiedliche Menschen, die einander als Schwestern und Brüder offen und in gegenseitiger Achtung begegnen (...). Wir leben als Einzelne in der Nachfolge Jesu Christi und finden darin Orientierung für unser Leben. Dabei stoßen wir auch an unsere persönlichen Grenzen. (...) wir lernen voneinander und unterstützen uns, wo dies nötig und möglich ist und zum Leben hilft.“

Grenzen werden in Krisenzeiten besonders sichtbar. Manchmal werden auch Krisenzeiten dadurch sichtbar, dass Grenzen immer wieder erreicht und überschritten werden. Vor gut einem Jahr haben wir uns im Rahmen einer Vollversammlung der Gemeinschaft mit der akuten Krise auf dem Arbeitsmarkt beschäftigt. Schnell wurde klar, dass auch die Geschwister unserer Gemeinschaft belastet sind von den immer knapper werdenden Personaldecken, von Dienstplänen, die regelmäßig zusammenbrechen oder zumindest mit heißer Nadel gestrickt sind. Das bedrückt Mitarbeitende ebenso wie Leitungsverantwortliche. Auch das wurde nicht nur in den im Referat zu Beginn vorgestellten Zahlen, sondern auch im Austausch in den Arbeitsgruppen im Anschluss sichtbar.

Und doch führt genau dieser Austausch, der über manche Hierarchiegrenze hinweg ein Austausch unter Geschwistern auf Augenhöhe ist, dazu, dass wir uns gegenseitig stärken. Im Gespräch, im Erzählen und im Zuhören, im Beraten und Diskutieren erinnern wir uns miteinander und gegenseitig an die Hoffnung, aus der wir leben, und an die „Gegenwart von Gottes befriedendem Geist, der uns zu Dienst und Zeugnis befähigt und Gemeinschaft stiftet. Aus Gebet und Gottesdienst, Wort und Sakrament schöpfen wir Kraft für unser Leben und unseren Dienst.“ So heißt es weiter im Ordnungstext der Gemeinschaft.

Und so gehören zu unseren gemeinschaftlichen Veranstaltungen immer auch geistliche Elemente. Das Singen von Liedern, das Sprechen von Gebeten, der Empfang des Segens, das Feiern eines Abendmahls, das Hören der Predigt – all das stärkt uns in unserem Glauben und kann uns Kraft geben für die Herausforderungen im Alltag. Hier scheint übrigens das Hüpfen wieder durch: Für einen Moment verlassen wir den alltäglichen Boden, lösen uns davon und gewinnen so eine gewisse freudenleichte Unabhängigkeit durch Gottes Geist.



„WIR SIND UNTERSCHIEDLICHE MENSCHEN, DIE EINANDER ALS SCHWESTERN UND BRÜDER OFFEN UND IN GEGENSEITIGER ACHTUNG BEGEGNEN.“

Der befreieende Geist Gottes wiederum weist auf die Unverfügbarkeit, die auch der Hoffnung innewohnt. Fatal wäre, wenn das zur Untätigkeit führen würde, als könnten wir selbst nichts erreichen. Vielmehr gilt schließlich, dass der Geist Gottes uns frei macht zum Handeln. Dass wir darin nicht alleine stehen, erleben wir als Geschwister: an unserer jeweiligen Arbeitsstelle oder in unserem privaten Umfeld, und wir finden Unterstützung und Vergewisserung im gemeinschaftlichen Leben.

Das gilt nicht anders für die Herausforderungen, die uns durch Klimakrise, Kriege und politische Veränderungen in den nächsten Jahren gewiss noch bevorstehen. Was auch immer die Herausforderungen sein werden: hoffnungsstur und freudenleicht – aus diesen Worten ist mehr geworden als ein Trampelpfad. Es ist ein Hoffnungsweg entstanden, der zwar nicht immer leicht ist, aber den es lohnt, (weiter) zu gehen mit vielen Menschen.



Name: Diakonin Friederike Beuter

Funktion: Älteste

Bereich:
Diakonische Gemeinschaft Nazareth



› HOFFNUNG AM LEBENSENDE

Die Erfahrungen einer internationalen Klasse in der Ausbildung zur Pflegefachkraft

Inwiefern über Hoffnung in Einrichtungen der stationären Altenhilfe gesprochen wird, welche Hoffnungsperspektiven Sterbende haben, und welchen Umgang Auszubildende mit deren Perspektiven pflegen:

Mit diesen Fragen hat sich die Klasse 2BG der Berufsfachschule Pflege am Birkenhof Bildungszentrum in Hannover, Bethel im Norden, auseinandergesetzt und möchte Ihnen ihre Ergebnisse vorstellen.

Die interkulturelle Klasse befindet sich im zweiten Ausbildungsjahr zur generalistischen Pflegefachkraft. Die Auszubildenden verfügen über das Sprachniveau B1, jedoch gibt es sprachliche Barrieren, die auch Konsequenzen für den Umgang mit dem Thema Hoffnung in der Altenhilfe haben.

Intuitiv wissen alle, was Hoffnung bedeutet, doch lassen Sie uns genauer hinschauen: **Hoffnung**, die, Substantiv, feminin. Aus psychologischer Sicht ist Hoffnung ein kognitives Prinzip mit Effekten auf emotionale Zustände. Es scheint, als fangen Menschen besonders dann an zu hoffen, wenn sie die Situation nicht mehr aktiv beeinflussen können, z.B. wenn sie im Sterben liegen. Hoffende sind Menschen, die darauf hoffen, dass alles gut wird, aber auch einen möglichen ungünstigen Ausgang in Betracht ziehen. Hoffnung impliziert die Fähigkeit, den Blick nach vorn auf positive Aspekte richten zu können, um somit wieder mehr Handlungskompetenz zu erlangen, eine Art Empowerment. Aus diesem Verständnis heraus kann Hoffnung als Antagonist zu Gefühlen wie Angst und Verzweiflung verstanden werden.

Die Auszubildenden sind sich einig darüber, dass hoffen eine kognitive Fähigkeit ist, aber mit viel mehr einhergeht: Wir hoffen mit unserem Kopf, dem Herzen, quasi mit jeder Faser unseres Körpers. Im Gegensatz zur Hoffnungslosigkeit, die zum Aufgeben führt, wohnt der Hoffnung eine eigene Heilkraft inne, mobilisiert (letzte) Kräfte. Hoffnung wird beeinflusst von Alter, Zeit, Kultur und persönlichen Lebensumständen und verändert sich im Laufe des Lebens: Kinder hoffen vielleicht auf das richtige Weihnachtsgeschenk. Erwachsene hoffen eher auf gute Lebensbedingungen und Zukunftsaussichten für sich und ihre Lieben. Nicht auf fremde Hilfe angewiesen zu sein und mit ihren Liebsten so lange wie möglich zusammenbleiben zu können, ohne ihnen dabei zur Last zu fallen, ist eine häufig formulierte Hoffnung von sterbenden Menschen. Diejenigen, die wissen, dass sie bald sterben werden, hoffen auch auf Entgegengesetztes: Manche hoffen, bald sterben zu dürfen, die anderen hoffen, noch nicht so bald sterben zu müssen. Nahezu alle möchten noch einmal ihre Liebsten sehen. Manche wünschen sich nur noch einmal den blühenden Flieder im Frühling zu riechen oder ganz banal, dass das Essen morgen besser schmeckt, als es heute geschmeckt hat. Die Hoffnung auf einen möglichst schmerzlosen, friedlichen Tod wird häufig geäußert sowie der Wunsch, Frieden mit sich, seinem Leben, den Lieben und der Welt machen zu können. Loslassen zu können, in der Hoffnung, alles geregelt zu haben, damit die Hinterbliebenen nicht belastet werden oder sich gar streiten müssen bspw. um die Beerdigung oder das Erbe. Zeitweise drückt sich Hoffnung in Bitten, Gebeten oder in Flehen aus, wie „Bitte, bitte mach‘, dass es bald vorbei ist oder es mir bald wieder besser geht.“ An wen auch immer gerichtet.

Laut der Rückmeldungen der Auszubildenden wird nicht explizit über Hoffnung in den Einrichtungen gesprochen, wohl aber über die Wünsche der Menschen, die ein Ausdruck ihrer Hoffnungen sind. Die begrenzten Sprachfähigkeiten der Auszubildenden halten sie davon ab, über Hoffnung mit den Sterbenden zu sprechen – ebenso ihre fehlende Erfahrung im Umgang mit sterbenden Menschen. Es ist auch die Angst, Sterbende nicht in ihrer (letzten) Hoffnung bestärken zu können, weil die Realität oft anders aussieht. Sterben ist das letzte Kapitel in der Biografie eines Menschen, aber der Tod macht vielen Menschen Angst. Es gibt keine verlässliche Antwort darauf, was mit uns nach dem Tod geschieht, einzig bleibt die Hoffnung. Hoffen auf das Licht, die Erlösung, die Heimkehr, auf ein Wiedersehen mit den schon verstorbenen Lieben und auf eine tröstende Hand und sei es die einer Pflegekraft.

Die Auszubildenden vermitteln pflegebedürftigen Menschen eher Zuversicht und Trost, dies fällt ihnen leichter als Hoffnung zu erzeugen und zu erhalten. Hoffnung erscheint ihnen zu groß und zu umfassend. Um Trost spenden und Beistand leisten zu können, reichen sie Sterbenden ihre Hände, alle, ohne Ausnahme!



Name: Nicole Tietje

Funktion: Lehrerin für Pflegeberufe

Bereich: Berufsfachschule Pflege am Birkenhof Bildungszentrum in Hannover, Bethel im Norden



Name: Nadine Nowak

Funktion: Auszubildende

Bereich: Berufsfachschule Pflege am Birkenhof Bildungszentrum in Hannover, Bethel im Norden

› HOFFNUNG UND HALT IN DER KRISENBEWÄLTIGUNG

„Hoffnung ist die Fähigkeit, das Licht zu sehen, trotz all der Dunkelheit.“ (Desmondo Tutu)

In diesem Artikel wollen wir das Thema Hoffnung in Bezug auf Klienten und Klientinnen und ihr Leben mit Beeinträchtigungen beziehen. Wir wollen den Fragen nachgehen, was ihnen Hoffnung gibt und wie Mitarbeitende Hoffnungsperspektiven vermitteln können.

Hierfür haben wir intensiv mit Katharina Müller, EX-IN Genesungsbegleiterin in der LWL-Klinik in Dortmund, gesprochen. Sie wurde selber 10 Jahre von Bethel.regionals im Rahmen des Ambulant Betreuten Wohnens begleitet und berichtet eindrücklich, welche Aspekte in der gemeinsamen Arbeit ihr geholfen haben – und ihr die Hoffnung vermitteln, mit ihren Beeinträchtigungen ein selbständiges und sinnstiftendes Leben führen zu können.

Eines der wichtigsten Elemente für Katharina Müller war die Begleitung durch eine erfahrene Fachkraft: „Ich bin individuell unterstützt worden. Dadurch hatte ich das Gefühl, ernst genommen und verstanden zu werden. Die Herausforderungen wurden offen mit mir besprochen. Im Vordergrund stand dabei nicht meine Diagnose, sondern ich als Mensch.“ Die zwischenmenschliche Beziehung und die Schaffung eines respektvollen, empathischen Rahmens war eine sehr wichtige Grundlage für die individuelle Weiterentwicklung. Auf dieser Grundlage konnte Katharina Müller neue Lebensziele und -perspektiven entwickeln, die sie angetrieben und ihr Hoffnung gegeben haben. Diese Herangehensweise fördert den Abbau von Ängsten und stärkt das Vertrauen in sich und andere, welches gerade in kritischen Lebensphasen oft erschüttert ist.



„Ich wollte, dass meine Betreuerin mich zum Arzt begleitet. Ich hatte oft Angst, dass man mich nicht ernst nimmt. Am Ende hat sie aber nicht ein Wort gesprochen. Ihre bloße Anwesenheit gab mir die Sicherheit für mich selbst zu sprechen. Sie hat mir den Raum dafür freigehalten.“

Ein weiterer bedeutender Aspekt für Katharina Müller war das Netzwerk sozialer Beziehungen. In einem unterstützenden Umfeld fühlen sich Menschen weniger isoliert. „Die Möglichkeit, sich mit anderen auszutauschen, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben, schuf für mich ein Gefühl von Zugehörigkeit und Gemeinschaft. Ich konnte dadurch erleben, dass ich nicht alleine bin und viele Menschen ähnliche Herausforderungen haben. Vorbilder, die bereits erfolgreich Krisen bewältigt haben, setzen für mich inspirierende Akzente. Sie zeigten mir, dass es möglich ist, trotz Beeinträchtigungen ein wertvolles und zufriedenes Leben zu führen.“ Die Identifikation mit solchen Vorbildern stärkt die eigene Resilienz und ermutigt dazu, eigene Ziele zu setzen.

Die Förderung von Selbstermöglichkeit ist ein weiterer zentraler Bestandteil der professionellen Begleitung. Klienten bzw. Klientinnen lernen, eigene Maßstäbe zu setzen und Verantwortung für ihr Leben zu übernehmen. In diesem Prozess ist es wichtig, dass Mitarbeitende eine offene Kommunikationsbasis schaffen. Das bedeutet, auch angemessen professionell und doch authentisch mit der eigenen Befindlichkeit umzugehen und dadurch menschliche Nähe zu schaffen. Sensibilität und Mitgefühl sind unerlässlich.

„Ich fühlte mich oft unverstanden und als Mensch nicht richtig. So wie ich war, als Mensch, konnte nur meine Betreuerin mir Sicherheit geben. Sie zeigte mir, dass es in Ordnung ist sich mit dem Haushalt überfordert zu fühlen oder dass Ämtertermine auch „gesunden“ Menschen schwerfallen. Meine Betreuerin hat mich mit all meinen Schwächen vollkommen akzeptiert. Genau das hat mir geholfen mich selbst und meine Diagnose zu akzeptieren. Das setzte die Weichen meines Lebens, ich konnte emotional nachreifen, so dass ich heute wieder ein komplett eigenständiges und erfüllendes Leben führe.“

Durch die Anerkennung von Stärken und positiven Eigenschaften der Klienten und Klientinnen wird ein Raum geschaffen, der zur individuellen Entfaltung anregt. Anstatt Erwartungen aufzudrängen, gilt es, die Individualität jedes Einzelnen zu respektieren und anzuerkennen.

Das Arbeiten mit Klienten und Klientinnen erfordert ein Gleichgewicht zwischen der Anerkennung negativer Gefühle und der Förderung einer positiven Zukunftsperspektive. Mitarbeitende sollten die Menschen ermutigen, ihre Realität anzunehmen, während sie gleichzeitig darin unterstützen, einen Blick nach vorne zu werfen. Negative Emotionen dürfen Raum zur Entfaltung erhalten, denn sie sind Teil des Heilungsprozesses und können, wenn sie richtig verarbeitet werden, zu einem tieferen Verständnis der eigenen Situation führen.

Hoffnung und Halt entsteht insgesamt durch eine professionelle fachliche Begleitung sowie durch ein starkes soziales Netzwerk, das Gefühl von Zugehörigkeit, Empowerment und die Einladung zur Selbstreflexion. Mitarbeitende, die diese Aspekte in ihre Arbeit integrieren, vermitteln nicht nur Wissen, sondern schaffen einen Raum, in dem Klienten und Klientinnen in ihrer Authentizität gesehen werden können. Es ist dieser ganzheitliche Ansatz, der es ermöglicht, Krisen zu bewältigen, aus ihnen zu lernen und letztlich gestärkt daraus hervorzugehen. Ein zufriedenes Leben ist auch mit Beeinträchtigungen möglich – gemeinsam auf Augenhöhe.

Name: Svenja Pleuß
Funktion: Regionalleitung Region Rheinland I
Bereich: Stiftung Bethel | Bethel.regional

Name: Deborah Conde
Funktion: Regionalleitung Region Ruhrgebiet
Bereich: Stiftung Bethel | Bethel.regional

› HOFFNUNG WIDER DAS LEBEN

Im Gespräch mit jungen Erwachsenen

„Der Glaube ist das Fundament, auf dem die Hoffnung ruht, die Hoffnung nährt und stützt den Glauben.“ So schreibt es der Theologe Jürgen Moltmann in seiner „Theologie der Hoffnung“.

Ich arbeite in einem Kirchenkreisjugenddienst mit dem Schwerpunkt Junge Erwachsene. Das ist die Generation, in der die Coronazeit besonders zugeschlagen hat. In einem Alter, in dem eigentlich Partys, Freundschaften, vielleicht die erste Liebe anstehen, hieß es Lockdown, Homeschooling, Distanz halten. Nicht ganz einfach, so die Hoffnung zu bewahren.

Fünf Jahre nach dem Coronaausbruch muss sich diese Generation jetzt mit Zukunftsfragen beschäftigen: Welche Zukunft hat diese Welt zu bieten, die geprägt ist von Putin, Trump, der AfD, dem Klimawandel? Auch da ist es schwer, die Hoffnung zu bewahren.

Und, haben die jungen Menschen deshalb die Hoffnung verloren? Die Jugend sei „sehr besorgt, aber pragmatisch und optimistisch“ hat die Shell-Jugendstudie vom vergangenen Jahr herausgefunden. Das trifft auf die jungen Menschen, die ich in meiner Arbeit erlebe, sehr genau zu. Sie sind sich der Weltlage bewusst und machen sich Sorgen. Aber sie haben Hoffnung und wollen selbst daran mitwirken, dass die Zukunft besser wird.

Der Glaube ist dabei das Fundament, das die Hoffnung schafft. Und die Hoffnung nährt den Glauben. Aus dem

Glauben heraus können wir die Kraft schöpfen, um selbst aktiv zu werden. Ich freue mich immer wieder auf die spannenden Diskussionen zu Zukunftsfragen, die ich mit den jungen Erwachsenen führe. Deren Hoffnung und Optimismus stecken mich an.



Micha Heitkamp

Jugenddienst des Ev. luth. Kirchenkreises Nienburg/Weser

› HOFFNUNG ALS WICHTIGSTES WERKZEUG

Den Kreislauf der Hoffnungslosigkeit durchbrechen

Stellen Sie sich vor, Ihr ganzes Leben ist durch einen einzigen Fehler oder Schicksalsschlag definiert. Keine zweite Chance, keine Möglichkeit zur Wiedergutmachung – nur das Urteil der Gesellschaft: einmal Täter*in, immer Täter*in. Doch was wäre, wenn Hoffnung diesen Kreislauf durchbrechen könnte?

An dieser Stelle setzt die Arbeit der Straffälligenhilfe an. Menschen, die keine Perspektive, keine Hoffnung haben, bekommen bei uns eine zweite Chance. Gemeinsam blicken wir auf die Gegenwart und die Zukunft. Hier darf jeder Mensch Mensch sein. Denn ich bin überzeugt, dass jede und jeder das Recht auf Veränderung hat. Und damit schaffen wir nicht nur Hoffnung für die Straffälligen selbst, sondern auch für die Gesellschaft: Denn Hoffnungslosigkeit bedeutet in der Regel Resignation, was wiederum die Rückfälligkeit in alte Muster begünstigt. Mit unseren Angeboten (bspw. Wohnraum- und Arbeitsplatzsuche, Beratung und Seelsorge) können wir Alternativen aufzeigen. Ob und wie diese angenommen werden, liegt dann bei jedem und jeder selbst. Denn nicht jede Hoffnung erfüllt sich. Manche scheitern trotz aller Unterstützung, fallen zurück in alte Verhaltensweisen oder lehnen jede Hilfe ab. Das zu akzeptieren, ist schwer. Ich musste lernen: Es gehört dazu, dass Veränderung nur möglich ist, wenn auch die Bereitschaft dazu da ist. Und wenn die Gesellschaft diese mitträgt und somit ermöglicht.



Luisa Berger

Studierende, Diakonie für Bielefeld – Straffälligenhilfe

› HOFFNUNG IM KONTAKT

Was mich im Alltag trägt

In der heutigen Zeit fällt es mir durch viele schlechte Nachrichten, wie Kriege, Rechtsruck, Klimawandel und verschiedene Machtinteressen manchmal schwer, nicht die Hoffnung zu verlieren. In solchen Situationen hilft es mir in meinem kleinen Alltag zu gucken, was mir Zuversicht schenkt. Die Zeit mit meiner Familie und meinen Freunden ist mir wichtig!

Ich arbeite in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderungen. Die Arbeit bringt mir viel Freude und ich kann Menschen unterstützen, ihnen die Teilhabe am Arbeitsleben zu ermöglichen.

Aus regelmäßigen Gottesdienstbesuchen schöpfe ich Kraft.

Für mein Diakonikum besuche ich regelmäßig Weiterbildungen. Hier treffe ich verschiedene Menschen, bekomme viele neue Inputs und kann mich mit Anderen über mir wichtige Themen austauschen.

Wenn ich mir die oberen Punkte angucke, sind es besonders Erfahrungen in Gemeinschaft, Kontakt mit Menschen, Gleichgesinnten, die mir Hoffnung geben, die mich stärken können und mir zeigen, dass nicht überall Konflikte sind und es viele Menschen gibt, die friedlich und respektvoll miteinander leben können und wollen. Ich habe die Möglichkeit dies mitzugestalten.

Und dann gibt es in der Bibel die Erzählungen von Jesus. Er lebte zu einer Zeit, in der viele Menschen auch wenig

Hoffnung hatten. Er erzählte ihnen von Gott, lehrte sie Nächstenliebe, Toleranz und Respekt zueinander. Auch nach 2000 Jahren ist diese Botschaft wichtig und viele Menschen schöpfen auch heute Hoffnung aus ihr.

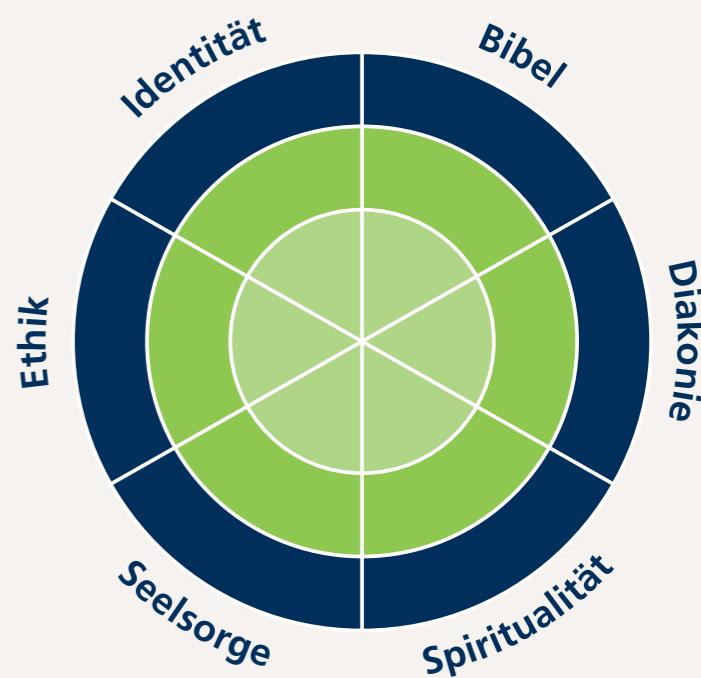


Catharina von Moritz

proWerk Bethel

› DIAKON*IN WERDEN

Der Weg in Bethel



In unserem diakonischen Bildungssystem können die Studierenden berufsbegleitend in 18 Modulen das kirchliche Examen erreichen und sich zur Diakonin/zum Diakon einsegnen lassen.

Die Inhalte der Ausbildung sind in sechs spannende Themenfelder unterteilt. Sie verbinden biblisch-theologische Grundlagen mit aktuellen Fragen in Diakonie und Kirche. Innerhalb der Themenfelder bauen die Module aufeinander auf.

Das ganze System ist in drei Ausbildungsstufen unterteilt: Den Basiskurs Diakonie, den Vertiefungskurs Diakonie und die Ausbildung zur Diakonin/zum Diakon.

Weitere Informationen finden Sie auf:
www.diakonische-bildung-bethel.de

› PERSONALARBEIT ALS HOFFNUNGSTRÄGERIN? ÜBER HOFFNUNG, MIGRATION UND PERSONALARBEIT IN BETHEL

Wir leben in Zeiten eines Umbruchs. Die Welt hat sich stark verändert und wir alle sind Zeuginnen und Zeugen ihrer Veränderung. Veränderung an sich ist nichts Außergewöhnliches. Zum Nachdenken führt die Menge der großen, fast historischen Ereignisse, die in kürzester Zeit auf uns hereinprasseln.

Politische Auseinandersetzungen bis hin zu Kriegen, Klimawandel, wirtschaftliche Instabilität, Not, religiöse Konflikte, Pandemien. Aber auch lokale Ereignisse lassen uns immer wieder aufschrecken: Anschläge in Magdeburg, München und Mannheim oder auch eine Schießerei mitten in Bielefeld vor den Augen dutzender Passantinnen und Passanten.

Die Liste der Problemfelder ist lang, die Schlagzeilen reihen nicht ab. All das löst in jeder und jedem von uns eine breite Palette an unterschiedlichen Gefühlen, Emotionen und Reaktionen aus: von Angst, Mitleid, Hilflosigkeit, Er schöpfung, Wut bis hin zu Akzeptanz, Entschlossenheit, einem besonderen Bedürfnis, die Nächsten zu beschützen, die Suche nach Nähe zu Gott und – ganz wichtig – Hoffnung. Denn der Mensch wäre nicht Mensch, hätte er keine Hoffnung.

Jeder entwickelt seine eigenen Wege des Umgangs mit Stressfaktoren, in der Personalwirtschaft oft als Copingstrategie bezeichnet. Nicht aufzugeben, in sich und eigenen Gedanken zu versinken, sondern mit Optimismus und Hoffnung in die Zukunft zu schauen, ist der entscheidende Antrieb, der viele in Bewegung und Aktivität versetzt.

Die Umbrüche und veränderten Lebensbedingungen führen auch dazu, dass Menschen ihr Herkunftsland verlassen (müssen), um Schutz und/oder neue Lebensmöglichkeiten zu suchen. Das führt zur Entstehung der weltweiten Migrationsströme, die es zwar schon immer gegeben hat, die in den letzten Jahren jedoch deutlich verstärkt und für uns alle erfahrbar geworden sind.

Aus Sicht der strategischen Personalarbeit eines großen Unternehmens bieten sich daraus viele Chancen und Potenziale für die Arbeitskräftegewinnung. Die Einwanderung von Fachkräften ist für Bethel als eines der größten sozialen Unternehmen in Europa, wie für den gesamten sozialen Sektor eine unabdingbare Notwendigkeit, eine Bereicherung und stärkt die Vielfalt. In Zeiten des Fachkräftemangels ergibt sich für die vBS Bethel eine klare Hoffnung auf neue Kolleginnen und Kollegen für die ausgeschriebenen Stellen und darüber hinaus das Potenzial zur Weiterentwicklung des Leistungsspektrums. Zugeleich ist es eine große Verantwortung im Dialog mit den potenziellen Arbeitnehmenden. Die Bewerberinnen und Bewerber mit Zuwanderungsgeschichte kommen voller Hoffnung auf ein neues sicheres Leben und ein gutes Arbeitsangebot zu uns.



Name: Ekaterina Deyerling

Funktion: Personalreferentin

Bereich: Stabsstelle Personal

Die vBS Bethel sehen Vielfalt als Bereicherung. Daher fördert Bethel die Zusammenarbeit und das Miteinander von Menschen, die aus verschiedenen Kulturen stammen. Die Flüchtlingsströme der letzten Jahre haben uns dazu bewegt, das Beratungs- und Unterstützungsangebot mit dem Ziel der Personalgewinnung und -bindung auszubauen. Strategisch gesehen geht es um die Organisation eines erweiterten Personalzulaufs durch die Unterstützung der zugewanderten Menschen vor und im Bewerbungsprozess, sowie die weitere Begleitung, um eine langfristige Bindung der Menschen an das Unternehmen zu fördern.

In der Praxis geht es nicht nur um die Arbeit oder Ausbildung, sondern immer um die Menschen mit ihren spezifischen Erfahrungen und oft schwierigen Schicksalen. Allein ein Arbeitsvertrag reicht nicht, um sich wohl zu fühlen. Unsere Aufgabe ist es, gemeinsames Miteinander und eine echte Willkommenskultur zu schaffen, Ankommen in der Gesellschaft und in Bethel zu erleichtern und Hoffnung zu geben.

Aber Hoffnung worauf? So banal, wie es klingen mag, auf eine bessere Zukunft, was auch immer das für die einzelnen Menschen bedeutet. Im beruflichen Alltag begegnen mir unterschiedliche Menschen, ausgestattet mit ihren individuellen großen und kleinen Hoffnungen, die in der jeweiligen besonderen Vergangenheit und Lebenssituation wurzeln. Manchmal begegnen mir auch Menschen ohne Hoffnung. In diesen Fällen geht die Rolle der Recruiterin und des Recruiters weit über die klassische Personalarbeit hinaus, um den Menschen die Möglichkeit zu geben, ihre Abwärtsspirale zu durchbrechen, ihnen eine unterstützende Hand zu geben und den sicheren Raum für Gefühle zu schaffen.

In einem Beratungsgespräch erzählt mir eine Lehrerin aus der Ukraine, dass sie glaubt, nie wieder in ihrem Beruf arbeiten zu können, da ihr die deutsche Sprache schwerfällt und die Anerkennung unmöglich sei. Doch Bethel gibt ihr die Hoffnung zurück, inzwischen arbeitet sie erfolgreich in unserer Förderschule.

Ein Mann aus Palästina hat mit vielen Vorurteilen zu kämpfen. Bethel nimmt ihn in den Bewerberpool auf und sucht nach einer konkreten Einsatzmöglichkeit. Die Hoffnung lebt.

Eine Frau aus Eritrea, die vor ihrem Mann und dem wirtschaftlichen Elend nach Deutschland flieht, hofft auf Sicherheit für ihre kleinen Kinder und für sich und auf eine Tätigkeit in ihrem Traumberuf Altenpflege. Im April beginnt sie ihre Ausbildung in Bethel.

Ein Mann aus der Türkei, eine Frau aus Afghanistan, ein Mann aus Syrien, eine Frau aus Thailand, ein Mann, eine Frau, viele Hoffnungen.

Bethel ist ein Hoffnungsbote, Bethel lässt Hoffnung wachsen, wo schon jede Hoffnung verloren schien. Eine große Verantwortung und zugleich das Erfüllen des diakonischen Auftrags.



Eyorsalem Bereket

Beginnt am 1. April die Ausbildung zur Pflegeassistentin.

DAS SAGEN MENSCHEN AUS BETHEL ZUM THEMA „HOFFNUNG“



Alina Kalashnikova
Seit 2025 Küchenhilfe im Haus Hannah

» OFFENE HERZEN

Ich habe schon immer gehofft, als Altenpflegerin zu arbeiten. In meinem Heimatland habe ich meine Großmutter begleitet. In meinem Herzen ist es so, dass ich alten Leuten helfen möchte.

In meinem Heimatland ist es nicht so einfach. Man hofft, besser zu leben. In Deutschland kann man ohne Angst die Meinung und den Wunsch äußern, es ist insgesamt einfacher als in Eritrea. Wenn man gelernt hat, hat man einfach bessere Chancen. In Eritrea ist es anders.

Bethel hat mir Hoffnung gegeben. Allein der Gedanke, dass ich in die Pflege einsteigen und den Menschen helfen kann; das ist mein absoluter Wunsch. In Bethel haben die Menschen offene Herzen. In Bethel habe ich Gott getroffen.

» UNTERSTÜTZUNG

Das Ankommen in Deutschland und die Rettung durch die Flucht haben mir Hoffnung gegeben, dass das Leben doch weitergeht. Von der anderen Seite war ich unsicher, was der morgige Tag bringt. Ich wusste, dass mich große Veränderungen erwarten und dass mein Leben mit einem weißen Blatt beginnen wird.

Bethel hat mir die Hoffnung an eine helle Zukunft gegeben. Ich hatte die große Ehre, viele wunderbare Menschen in Bethel kennenzulernen, die mich mit Licht und Wärme gefüllt haben und mir wieder Hoffnung gegeben haben. Ich habe viele Infoveranstaltungen in Bethel besucht und konnte feststellen, dass Bethel ein Unternehmen der Perspektiven, Möglichkeiten und Entwicklung ist. Ich habe für mich eine klare Entscheidung getroffen, dass ich ein Teil dieses großen und zusammenhaltenden Teams sein möchte. Jetzt arbeite ich in Bethel und befinde mich am Anfang meines beruflichen Weges. Ich spüre Unterstützung seitens Kollegen und Leitung. Ich spüre, dass ich gebraucht werde. Diese Menschen geben mir Hoffnung, dass ich auf dem richtigen Weg bin, dass alles nicht umsonst ist, dass die Welt gute Menschen hat. Man glaubt nicht, wie wichtig es ist zu verstehen, dass man in dieser Welt nicht alleine ist. Das gibt mir Kraft zum Schaffen, Glauben und Lieben.

» LIEBE

Hoffnung spielt eine große Rolle im Leben. HOFFNUNG steht auf dem selben Regal wie Liebe, Glaube und Glück. Bethel und meine Tätigkeit in Bethel haben mir die Hoffnung auf ein wertvolles Leben gegeben. Ich arbeite, entwickle mich, lerne interessante Menschen kennen, ich kann meine Basisbedürfnisse erfüllen, ich habe Zeit für mein Hobby und für Reisen. Ich spüre Sicherheit und Ruhe mit Blick auf die nähere Zukunft.

Hoffnung spielt eine Hauptrolle in meinem Land in Sicht des Krieges. Die Menschen können nichts anderes tun außer zu hoffen, dass der Wahnsinn zu Ende geht, auf den Frieden und Gerechtigkeit zu hoffen.

Wo schöpfe ich die Hoffnung? Ich habe eine innere positive Haltung, ich HOFFE immer: auf etwas Besseres, auf das Glück. Ich versuche, alles richtig und mit viel Liebe zu tun. Und wenn kleine Wunder geschehen, gibt mir das Sicherheit und Hoffnung, dass auch größere Wunder geschehen können. Das gibt mir Kraft, weiter zu machen. Ich habe in meinem Leben eine Formel entwickelt. Es gibt drei Stufen: die erste Stufe ist die Angst. Die zweite Stufe ist Gewohnheit. Die dritte Stufe ist die Liebe. Je mehr ich in Bethel arbeite und Erfahrung bekomme, desto mehr Liebe wächst in mir drin.



Dmytro Lysenko
Seit 2022 Lehrkraft an der Mamre-Patmos-Schule



Olha Borysova
Ehefrau von Dmytro Lysenko, Seit 2024 Verwaltungskraft in der Pflegeschule Nazareth

» NEUE ZIELE

Hoffnung... Ein Wort, aber mit so viel Bedeutung. Jeder hat eigene Hoffnung. Hoffnung hält von Verzweiflung ab, hilft, nicht zusammenzubrechen und ist eine innere Stärke.

Ich schöpfe Hoffnung aus den Menschen. In ihrer Freundlichkeit, in ihrem Wunsch, zu helfen, in ihrer Kraft, auch in dunkelsten Zeiten menschlich zu bleiben. Ich schöpfe Kraft, wenn ich die Fortschritte meiner Kinder in der Schule sehe. Wenn ich Schwierigkeiten Schritt für Schritt überwinde und neue Ziele erreiche.

Bethel ist auch zu einer Hoffnung für mich geworden. Meine Berufserfahrung in Bethel ist noch nicht so groß, dafür sehr wertvoll. Hier lerne ich das neue System kennen, wie die Arbeit funktioniert, kann meine Sprachkenntnisse verbessern und neue Fähigkeiten erwerben. Aber das Wichtigste ist, dass ich hier Respekt, Unterstützung und einfach „meine“ Leute gefunden habe. Das gibt mir Kraft, voranzukommen, mich zu entwickeln, an die Zukunft zu glauben und nicht aufzugeben.

IMPRESSUM

© Bethel-Verlag, Bielefeld 2025
ISSN 2364-02940

Herausgeber:

v. Bodelschwinghsche Stiftungen
Bethel
V.i.S.d.P. Wolfgang Roos-Pfeiffer
Stiftungen Sarepta I Nazareth
Nazarethweg 5, 33617 Bielefeld
Telefon: (0) 521 144-2229
Telefax: (0) 521 144-2213
www.bethel-wissen.de

Redaktion:

Patrick Quack
Lea Beinke
Dr. Kathrin Sundermeier
redaktion@bethel-wissen.de

Produktion:

Patrick Quack

Konzeption / Design / Prepress:
unikat GmbH
www.unikat.net

Gedruckt auf FSC-zertifiziertem
Papier

Druck und Verarbeitung:
proWerk, MedienService Bethel
www.prowerk-bethel.de

Bildnachweise:

S. 1/32: vecteezy
S. 2: unikat / vecteezy
S. 5: Pexels / cottonbro
S. 7: Pixabay
S. 8 – 11: Pexels / Pixabay
S. 14: Pexels / Dibakar-Roy
S. 17: Pexels / unikat
S. 19: Pexels / atahandemir
S. 21: Pexels / cottonbro
S. 22: Pexels / Evelina Rusinova
S. 30: vecteezy

Diverse: vBS Bethel,
Stiftungen Sarepta und Nazareth

Entdecken Sie unser Fachthemenportal:

www.bethel-wissen.de

Dort können Sie bethelwissen kostenlos abonnieren
und vergangene Ausgaben herunterladen.

